

Lord Byron's Werke.

Uebersetzt

von

Otto Gildemeister.

.....
In sechs Bänden.
.....

Erster Band.

Vierte Auflage.

Berlin.

Druck und Verlag von Georg Reimer.

1888.

Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Der Giaur	1
Die Braut von Abydos	47
Der Corsar	87
Lara	149
Die Belagerung Korinths	189
Parfina	223
Der Gefangene von Chillon	243

V o r w o r t.

Dies Vorwort hat lediglich den Zweck, dasjenige zu rechtfertigen, was diese neue Uebersetzung der Werke Byron's nicht enthält. Dasjenige, was sie enthält, wird, wohl oder übel, sich selber zu rechtfertigen haben.

Zunächst habe ich es unterlassen, irgend etwas, was wie eine biographisch-literarische Einleitung aussieht, in den Kauf zu geben. Ich weiß zwar wohl, daß zwischen der Dichtung und dem Leben Byron's sehr erhebliche und nebenbei höchst interessante Wechselbeziehungen bestehen, und daß der Leser sich durch die Gedichte leicht zu lebhafter Begierde nach biographischer Aufklärung angeregt fühlt. Wenn man aber diesem Begehren einigermaßen Befriedigung gewähren will, muß man doch sehr ins Einzelne gehen, und zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung fehlt es mir hier an Raum. Wer sich im Zusammenhange von diesen Dingen unterrichten will, der findet eine geschmackvolle und verständige Darstellung derselben in den beiden Bänden des Dr. Felix Eberty, „Lord Byron, eine Biographie. Leipzig 1862.“

Uebrigens halte ich es nur für halb wahr, wenn behauptet wird, die Byron'sche Poesie sei ohne biographi-

ſchen Commentar nicht recht verſtändlich. Gerade ſeine meiſterhaften Werke bedürfen des Erklärers am wenigſten. Was iſt daran gelegen, wenn einmal ein einzelner Verſ dunkel, eine einzelne Beziehung unbemerkt bleibt? Die Liebesgedichte können auch den entzücken, welcher von dem Geburts- und Tauffcheine der Beſungenen nichts weiß. Die Beredſamkeit des Grames, des Zornes und der Naturbewunderung wirkt, auch wenn wir nicht augenblicklich angeben können, in welcher Lage der Dichter die Verſe ſchrieb, die uns an dieſen Stimmungen Theil nehmen laſſen.

Meines Erachtens genügt es für den Leſer, welcher vor Allem an den Offenbarungen dieſer mächtigen hochpoetiſchen Natur ſich weiden will, wenn er während des Leſens ein in den allgemeinen Umriffen ähnliches Bild von dem Charakter und dem Leben des Dichters vor Augen hat. Auf das Detail kommt verhältnißmäßig wenig an, und da, wo auch dieſes zu kennen erwünſcht ſein mag, läßt ſich durch einige kurze Anmerkungen zum Texte leicht nachhelfen. Letztere habe ich in knappen Schranken gehalten: eine Ueberladung poetiſcher Werke mit gelehrten Noten kommt mir geſchmacklos vor. Im Weſentlichen habe ich mich auf die von Byron ſelbſt verfaßten Erläuterungen beſchränkt, und auch dieſe ſind, weil ſie häufig für unſere Zeit alles Intereſſe verloren haben, oder auch Dinge erklären, die jeder deutſche Schulknaabe weiß, nicht ſeltengekürzt, zuſammengezogen und auch ganz weggelaſſen worden. Bemerkungen, die mir für den Dichter beſonders charakteriſtiſch erſchienen, habe ich nicht unterdrückt, auch wenn ſie für das Verſtändniß des Textes überflüſſig ſind.

Was aber die eben erwähnten Umriffe eines Bildes des Dichters und ſeines Lebens betrifft, ſo glaube ich

annehmen zu dürfen, daß beinahe Alle, welche je einen Blick auf diese Blätter werfen werden, von Lord Byron so viel gehört und behalten haben, wie zum Verständnisse seiner Werke, d. h. der unvergänglichen unter ihnen, erforderlich ist. Ein starkes persönliches Element macht sich allerdings in ihnen geltend, und es erhöht die Wirkung, wenn man dies Element im voraus einigermaßen kennt. Aber, wie gesagt, dazu bedarf es kaum eingehender Studien. Byron's Physiognomie gehört zu denjenigen, deren Wesentliches und Frappantes mit wenigen Strichen sich so zeichnen läßt, daß man sie nicht leicht wider vergißt. Jedermann hat sich von ihm irgend ein Bild gemacht, und von diesen Bildern sind viele wohl sehr unvollkommen, stark verzeichnet, schlecht colorirt, aber keines ist unähnlich.

So sind auch die Hauptmomente seiner kurzen glänzenden und stürmischen Laufbahn dem Gedächtnisse der Welt eingeprägt geblieben, mit mythischen Zusätzen freilich, aber im Ganzen nicht eben unkenntlich. Wir alle kennen ihn als den Liebling der guten Feen, wie Maccaulay ihn dargestellt hat, überhäuft mit den köstlichsten Angebinden, aber zugleich gehaßt und verfolgt von der einen bösen Fee, welche man zu seinem Wiegenfeste einzuladen verabsäumt hatte, und die, um sich zu rächen, jeder holden Gabe ihrer Schwestern einen Fluch als Begleiter zugesellt hatte. Der Sohn eines uralten normannischen Adelsgeschlechtes, Pair des mächtigsten Reiches der Erde, Feudalherr einer prächtigen Abtei mit tausendjährigen Eichen und tausendjährigen Erinnerungen, strahlend von Geist und Wiß, der Abgott schöner Frauen, mit vierundzwanzig Jahren der gefeiertste Dichter seines Landes, so schien er geschaffen glücklich und siegreich durch die Welt zu gehen, ein Sänger glänzenden Lebensgenusses

und ein Herold stolzesten Selbstgefühls. Aber ihm war die Gabe, glücklich zu sein, nicht verliehen. Wie seine körperliche Schönheit durch den Satyrfuß entstellt war, so war sein inneres Leben durch einen Zug dämonischer Leidenschaftlichkeit getrübt, welche es ihm nie gestattete, an „die süße Gewohnheit des Daseins“ sich behaglich zu gewöhnen. Seine Art zu empfinden ward von den Enttäuschungen und den Schmerzen des Lebens tief und nachhaltig, von den Freuden und Herrlichkeiten nur flüchtig und oberflächlich berührt. Sein geistiges Auge sah zu deutlich und handgreiflich durch den schimmernden Schein der Außenseite die dunklen Abgründe des Daseins, als daß er sie jemals, selbst im Strudel der Zerstreungen, hätte vergessen können. Die quälenden Fragen und Räthsel, mit denen dies Leben die nach Wahrheit Dürstenden peinigt, drängten sich ihm mit unabwehrbarer Gewalt immer von neuem auf und folterten ihn um so heftiger, je weniger sein troziges, ungestümes Herz den Goetheschen Trost, „daß es schon etwas sei, an den Grenzen der Menschheit sich zu resigniren,“ anerkennen wollte. So breitet sich über den ritterlichsten Knabenmuth, der an Schwimmen, Fechten, Schießen, Segeln, kindliches Behagen findet, und über den Triumphzug der Jünglingsjahre die düstere Wolke eines so tiefen Welt Schmerzes, daß die Philister immer geglaubt haben, der Schmerz sei nur angenommene Maske. Er ist Grundstimmung.

Und diese Grundstimmung zieht unablässig mit allen den feinen Saugröhren eines höchst empfänglichen poetischen Organismus Nahrung aus trüben und erschütternden Ereignissen. Die Kindheit schon leidet unter den krampfhaften Wut- und Bärtlichkeitsausbrüchen einer leidenschaftlichen Mutter. Das Knabenalter weicht ihn bereits in alle

Qualen und Wonnen einer inbrünstigen Liebe und hoffnungsloser Eifersucht ein. Dann mit zwanzig Jahren durchwandert er die schönsten Länder der Erde, die Pflanzstätten der Cultur, welche das mittelländische Meer umgeben, um überall Krieg, Verwüstung, Entartung und Ruinen zu finden. In die Heimat zurückgekehrt muß er seine Mutter und zwei heißgeliebte Jugendfreunde begraben. Er findet sein Erbtheil zerrüttet, und die gemeinen Sorgen des Lebens treten ihm in ihrer widerwärtigsten Gestalt nahe. Während das Publikum ihn mit Lorbern überschüttet, führt er den trostlosen Kampf mit Bucherern und Gerichtsvollstreckern. Um den Glanz des Hauses aufrecht zu erhalten, um Newstead-Abtei zu retten, wählt er das unglücklichste aller Mittel. Er heiratet eine Erbin, welche einige Wochen, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hat, plötzlich und heimlich aus seinem Hause entflieht, und ihn, den Ahnungslosen, durch diesen Schritt der maßlosesten Wut eines blindlingsentrüsteten Publikums Preis giebt. Die englische Gesellschaft, in einem ebenso komischen wie furchtbaren Anfälle tugendhaften Zornes, stößt den eben Hochgefeierten wie einen Ausfägigen von sich und treibt ihn mit Hohn und Schimpf zum Lande hinaus. Voll Ingrimms flüchtet der Verfolgte in die Schweiz, am Genfer See ein Asyl vor seinen Landsleuten suchend; dann weiter nach Italien, in die alte Lagunenstadt, um dort zwischentollen Faschingsauschweifungen und einsamen Stunden am Schreibpulte die Vergangenheit zu vergessen. Aber es gelingt ihm nie. Erst, als er die schöne und geistvolle Gräfin Guiccioli kennen lernt und mit ihr eine jener Quasi-Ehen eingeht, wie die Sitte Italiens sie gestattete, scheint ein stilleres und beruhigteres Wesen über ihn zu kommen, und fast droht

ein zahmer Schluß die bewegte Pilgerfahrt zu entstellen, als plötzlich der Ritterzug nach dem auferstandenen Hellas und der Tod in Missolonghi ein schönes und würdiges Ende dieses merkwürdigsten Dichterlebens herbeiführen.

Während dieser Erlebnisse gehen auf der Weltbühne Dinge vor, welche den tiefsten Antheil des nach idealer Freiheit schmach tenden Herzens in Anspruch nehmen. In dem Augenblicke, wo Byron zwanzig Jahre alt wird, steht Napoleon auf dem Höhepunkte seiner Macht; die alten despotischen Höfe Europa's liegen im Staube vor dem Feldherrn der Revolution, zur nicht geringen Genugthuung derer, welche von lebendigem Haß gegen die Tyrannei des ancien régime befeelt sind, zum Jubel der Zahlreichen, welche in dem französischen Soldatenkaiser ein Werkzeug der Vorsehung erblicken, dessen Aufgabe es sei, in Europa für den Tempelbau der Zukunft Raum zu schaffen und den Bauplatz zu ebnen: Der Sturz des Gewaltigen zertrümmert die schwärmerischen Hoffnungen; der Held der Revolution wird von den Generalen der Reaction im Felde überwunden, und zum Märtyrer der Volksache zu werden, zeigt er in der Stunde der Noth sich nicht groß genug. Auch er wird zu leicht gefunden in der Wage, und anstatt eine neue Aera der Menschheit einzuleiten, hat sein Ehrgeiz nur dazu gedient, die alten Throne neu zu befestigen, das Elend und die Erbärmlichkeit der Restauration möglich zu machen. Die heilige Allianz, der Congreß von Verona, der Sieg der Torypartei in England, — das sind die Früchte von Waterloo. Byron wenigstens vermag keine andern zu entdecken, und man kann es ihm kaum verübeln, wenn er über eine einseitige Betrachtung dieser Dinge sich nicht zu erheben vermag. Er ist in seinen letzten Lebensjahren der täg-

liche Zuschauer reactionärer Erfolge in einem Lande, wo die Conflictte einen besonders vergifteten Charakter annehmen, in Italien, dessen Patrioten zugleich eine politische und eine nationale Partei bilden, zugleich den Despotismus, die Fremdherrschaft und den Druck der Priesterschaft bekämpfen, und dessen Sache dem freigesinnten feingebildeten Engländer in dem zwiefachen Nimbus glorreicher Einnerungen und großartiger Zukunftsträume erscheint. — —

Aber dies Vorwort wollte sich ja darauf beschränken, über den Umfang der gegenwärtigen Byron-Ausgabe Einiges zu sagen. Der Inhalt der beiden ersten Bände liegt dem geneigten Leser vor. Die folgenden Bände werden die Poesien über Tasso, Dante, Napoleon, Prometheus u. s. w., den „Traum“, die „Hebräischen Melodien“, die kleineren Lyrischen Sachen und von den politischen Gedichten Alles, was nicht geradezu veraltet ist, bringen, zugleich auch diejenigen Dichtungen in dramatischer Form umfassen, deren Lebensfähigkeit ein halbes Jahrhundert erprobt hat, also „Manfred“, „Rain“, „Himmel und Erde“, und „Sardanapal“. Ob man es wagen sollte, dem deutschen Publikum auch die übrigen Stücke darzubieten, welche in dem Vaterlande des Dichters, unbestreitbarer einzelner Schönheiten ungeachtet, mit vollem Rechte der Vergessenheit verfallen sind, scheint mir mehr als zweifelhaft. Ganz unzweifelhaft aber dünkt es mich, daß in eine deutsche Uebersetzung der Werke Byron's unreife Jugendgedichte, ephemere Schwänke und diejenigen polemischen Reimereien, deren Pointen nur die Zeitgenossen verstehen konnten, nicht hineingehören. Für den Literaturhistoriker und den Biographen hat dergleichen sein Interesse. Für den Leser, welcher poetischen

Genuß sucht, nicht das geringste. Was würde man wohl von einem Engländer denken, der Goethe's sämtliche Werke, ohne Absonderung des Abgestorbenen und des Todtgeborenen, mit Haut und Haar ins Englische übertragen und drucken lassen wollte? Immerhin mögen die Originale in den Gesamtausgaben ihren Platz finden, da sie einmal im Drucke existiren; aber ein wenig absurd kömmt es mir vor, solche Sachen, welche der Dichter selbst in reiferen Jahren ins Feuer geworfen haben würde, oder Gelegenheitschriften, welche von gänzlich verschollenen Personen und Büchern handeln, noch gar in eine fremde Sprache zu übersetzen. Da ich mir unter dem Leser einen vernünftigen Mann denke, so bin ich überzeugt, daß er mir hierin Recht geben wird. Es versteht sich von selbst, daß Gedichte von poetischem Werte von dieser Ausscheidung nicht betroffen werden sollen, auch dann nicht, wenn die Ereignisse, aus denen sie entstanden, vergessen oder gleichgültig geworden sind. Endlich versteht es sich nicht minder von selbst, daß „Don Juan“, der Unsterbliche, nicht fehlen wird.

Bremen, im Juni 1864.

Gildemeister.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Wenngleich im Wesentlichen diese zweite Auflage eine Reproduction der ersten ist, so sind doch manche Unebenheiten und Flüchtigkeiten, auf welche der Tadel sachverständiger Kritiker (dankenswerter als ihr Lob) aufmerksam gemacht hatte, beseitigt worden. Ich hoffe, daß dadurch der Text der günstigen Aufnahme, welche der ersten Auflage zu Theil geworden ist, würdiger geworden sein wird. Die Anmerkungen sind hin und wieder berichtigt und vervollständigt worden zum Theil nach Materialien, welche mir von persönlich mir unbekanntem Kennern der englischen Literatur mit zuvorkommender Freundlichkeit zugesandt wurden. Ich kann diese Gelegenheit nicht ungenutzt vorüber gehen lassen, ohne mit besonders lebhaftem Danke der wertvollen Unterstützung zu gedenken, welche mir Herr W. Scholz zu Königsutter bei dieser Revisionsarbeit zugewandt hat. Derselbe hat sich der mühsamen Vergleichung der Uebersetzung mit dem Original von Zeile zu Zeile unterzogen, und die auf feinstem Verständnisse beruhenden Resultate seiner Kritik, welche fast durchgängig zu einer Verbesserung des Textes Anleitung oder Anregung gaben, mir zur Benutzung zugestellt.

Der dritte Band hat eine Vermehrung erfahren, welche, wie ich denke, denen, die sich für Byron's Entwicklung näher interessiren, nicht unwillkommen sein wird. Ich hatte Anstand genommen, die berühmte Satire „Englische Barden und Schottische Recensenten“ in die erste Ausgabe aufzunehmen, weil es mir zweifelhaft schien, ob der Inhalt heute noch ein hinreichendes Interesse gewähre. Dieser Zweifel ist nun zwar keineswegs gehoben; andrerseits aber läßt sich auch nicht verkennen, daß eine Gesamtausgabe Byron's, in welcher dieses Gedicht fehlt, immer dem Vorwurfe der Unvollständigkeit ausgesetzt bleibt. Auch tröste ich mich mit dem Gedanken, daß der Leser ja überschlagen kann, was ihm nicht zusagt.

Bremen im October 1866.

Der Giaur.

Fragment einer türkischen Geschichte.

Ein tödtlich Gedächtniß, ein Graun in der Brust,
Wie ein Schatten verfinstern das Weh' und die Lust,
Dem das Leben nichts Heil'res und Dunkleres schickt,
Den der Schmerz nicht verwundet, das Glück nicht erquickt!
Moore.

Kein Hauch der Lüfte! — lautlos ruht
Um des Atheners Grab die Flut,
Das Grab, das hell vom hohen Riff
Zuerst begrüßt das ferne Schiff, —
Ueber die Lande ragt es weit,
Die er vergebens hat befreit!

* * * * *

O Land, wo jede Jahreszeit
Den sel'gen Inseln freundlich lacht!
O, von Colonna's hoher Wacht
Auf sie herniederschauen, macht
Die Seele fröhlich und verleiht
Süßen Genuß der Einsamkeit!
Des Oceans Wange lächelt mild
Und spiegelt duft'ger Berge Bild,
Wo sonn'ge Fluten jauchzend baden
Die Paradiese der Cycladen;
Und wenn den blaurhytallnen Raum
Ein flücht'ger Westwind streift mit Schaum
Und Blüten pflückt von Busch und Baum,
Wie wonnig dann die laue Luft,

Wie weckt und weht sie rings den Duft!
 Denn sieh, in Thal und Felsenluft
 Erblüht die Ros' allüberall,
 Die Sultantin der Nachtigal:
 Die Braut, für welche Bülbül singt,
 Der Hain von tausend Liedern klingt,
 Glüht tief errötend seinem Schall;
 Sie, seine Fürstin, seine Fee,
 Nie krank vom Sturm, nie kalt vom Schnee,
 Von Westens Winternot verschont,
 Liebkost von jedem Wind und Mond,
 Giebt all des Himmels Glanz und Glück
 In sanftem Weihrauch ihm zurück
 Und zollt als Dank der linden Luft
 Der Farben Pracht, der Seufzer Duft.
 Und manche Sommerblum' ist dort,
 Und manch verschwiegener schatt'ger Ort,
 Und manche Schlucht, bequem zur Raft,
 Birgt den Piraten nur als Gast,
 Der unterm Felsenvorsprung lauert,
 Und auf ein friedlich Segel lauert,
 Bis er des Schiffers Cithar fern
 Vernimmt und schaut den Abendstern:
 Dann mit umhülltem Rudergriff
 Schleicht er, versteckt vom schatt'gen Riff,
 Und stürzt sich wild auf seinen Fang, —
 Dann wird zum Röcheln der Gesang.
 Seltsam, wo liebend die Natur
 Zum Sitz für Götter schuf die Flur,
 Wo sie in ihrem Paradies
 Anmut und Zauber blühen ließ,
 Daß da der Mensch, verliebt in Qual,
 In Wüsten wandelt Flur und Thal,
 Und stampft die Blume, gleich dem Vieh,
 Die eine Arbeitsstunde nie,
 Die weder Pflege heischt noch Mühn,
 Um in dem Zauberland zu blühen,

Die, seiner Sorgfalt ungewohnt,
 Um eins nur fleht, — daß er sie schont!
 Seltsam, wo tiefster Friede ruht,
 Schwelgt Leidenschaft in ihrer Wut;
 Wollust und Raub beherrschen wild
 Mit düstrem Graun das Lustgefeld.
 Es ist, als ob der Teufel Grimm
 Erstürmt den Sitz der Seraphim,
 Als säß' auf jedem Himmelsthron
 Ein losgelass'ner Höllensohn.
 Holdselig Land, zum Glück verklärt!
 Fluch dir, Tyrann, der es verheert!

Wer je am Bett des Todten stand,
 Eh' noch der Tag des Sterbens schwand,
 Der erste dunkle Tag des Nichts,
 Der letzte Tag qualvollen Lichts,
 Eh', von des Bürgers Hand verwischt,
 Der Schönheit Spur langsam erlischt,
 Und wer den Engelsfrieden da,
 Die Seligkeit der Ruhe sah,
 Den festen Zug, doch weichgeschmiegt,
 Der auf den müden Wangen liegt,
 Und — wär' dies dunkle Auge nicht,
 Das nie mehr lächelt, weint und spricht,
 Wär' nicht die kalte, starre Stirn,
 Die eis'ge Stockung im Gehirn,
 Die bei dem trauervollen Schaun
 Uns anweht wie ein Todesgraun, —
 Ja, gäb' uns dies nicht sichere Kunde,
 Wir zweifelten für kurze Frist,
 Für eine trügerische Stunde,
 An des Tyrannen Macht und List;
 So schön, so still, so sanftgewiegt
 Der erste Schlaf des Todes liegt!
 So liegt auch Hellas still und hehr,
 Noch Hellas, doch es lebt nicht mehr!

So grabes schön, so hold erschlafft, —
 Uns graut, — denn todt sind Seel' und Kraft.
 Liebreiz' im Tod sind ihm verliehn,
 Die nicht mit flieh'ndem Leben fliehn,
 Unheimlich schöner Farbenduft,
 Der ahnungsvolle Schmuck der Gruft,
 Des Ausdrucks letzter Strahl, der bleich versinkt,
 Ein goldner Hauch, der um Verwesung blinkt,
 Der Seele Glanz, der sterbend Abschied winkt,
 Funk' einer Glut, die himmlisch wohl entstand —
 Sie glimmt, doch wärmt nie mehr ihr Lieblingsland!

Heimat der unvergeß'nen Helden!
 Du warst, von Flur zum Felsencap,
 Der Freiheit Thron, des Ruhmes Grab.
 Altar gewalt'ger Geister, dies
 Ist Alles, was die Zeit dir ließ?
 Gekrümmter, feiger Slav, tritt her,
 Sprich, sind nicht dort die Thermopylen?
 Du Knecht aus freiem Blut, das Meer,
 Deß blaue Wogen dich umspülen,
 Sag', welches Meer und Land ist dies?
 Der Golf und Fels von Salamis!
 Wohl kennt ihr dieser Stätten Ruhm,
 Auf! kämpft um euer Eigenthum!
 Aus eurer Väter Asche reißt
 Das letzte Fünkchen Helbengeist,
 Und wer im Kampfe fällt, den preist
 Die Nachwelt, und sein Nam' allein
 Wird der Tyrannen Schrecken sein,
 Ein Trost, ein Stolz für sein Geschlecht,
 Ein Mahnruf: lieber todt als Knecht!
 Wenn erst die Freiheitschlacht beginnt,
 Erbt sie sich fort zu Kindeskind,
 Und wie sie schwankte, sie gewinnt.
 Bezeug' es, Hellas, ruf' es du
 Unsterblich allen Völkern zu!

Wenn Kön'ge modern, namenlos,
 In staub'ger Pyramiden Schooß,
 Für deine Helden — mag auch allen
 Die Säul' auf ihrer Gruft zerfallen —
 Ein stolzes Monument erstand,
 Die Berg' in ihrem Vaterland!
 Die Muse zeigt dem Fremdling nun,
 Wo sie, die nimmer sterben, ruhn!
 Traurig zu sagen wär's und lang,
 Von Glanz zu Schmach den bittren Gang;
 Kein Feind hat deine Seel' erdrückt,
 Bis sie sich selbst ins Joch gebückt:
 Selbsthändung ließ die Straße frei
 Für Knechtesfrohn und Tyrannei.

Was soll der fremde Dichter sagen,
 Der deines Ufers Saum betrat?
 Kein Lied von deinen Helden sagen,
 Kein Thema, wie in alten Tagen
 Es deine Mus' emporgetragen,
 Eh' Sklaverei der Flur genah!
 Die Herzen deiner Felsenküsten,
 Die Seelen, welche lodern müßten
 Zu hehrer Kampfesthat,
 Sie kriechen bis ins Grab, sie schlafen,
 Leibeigne, Sklaven eines Sklaven,
 Stumpf, außer für Verrat;
 Von jedem Laster angesteckt,
 Das ein versunknes Volk besetzt,
 Selbst ohne Tugend wilder Kraft,
 Ohn' eine tapf're Leidenschaft;
 Nur auf den Märkten übt sich klug
 Die alte List, ererbter Trug;
 Darin, und einzig darin preist
 Man noch des Griechen feinen Geist.
 Der Freiheit Ruf vergebens tönt,
 Ihr Nacken ist ans Joch gewöhnt

Und liebt die Peitsche, der er fröhnt.
 Ihr Sammer soll mich nicht mehr quälen,
 Ich muß von andrem Weh erzählen,
 Und glaubt mir, der's zuerst vernahm,
 Der hatte guten Grund zum Gram.

* * * * *

Fern über blaues Meeresfunkeln,
 Die schwarzen Felsenschatten dunkeln,
 Den Fischer schreckend, wie im Boot
 Ein Strandpirat und Berg-Mainot,
 Und weit umkreist sein leichtes Schiff
 Den näh'ren Weg am droh'nden Riff.
 So matt ist er von Müh' und Hast,
 So schwer im Rahn die schupp'ge Last,
 Er rudert langsam, aber stark,
 Bis Port Leone's Hafenmark
 Ihn aufnimmt bei dem holden Glanz
 Der Mondennacht des Morgenlands.

* * * * *

Wer kommt auf schwarzem Hengst gebraust,
 Den losen Zügel in der Faust?
 Des Mirrenden Eisens Donnerhall
 Weckt rings der Grotten Wiederhall,
 Hufschlag um Hufschlag, Knall um Knall.
 Der Schaum, der Bug und Flanken fleckt,
 Scheint Brandung, die ein Riff umleckt.
 Zur Ruhe sinkt die Meerflut nun,
 Die Brust des Reiters kann nicht ruhn,
 Und sanfter ist das Donnerchau'r
 Als deine Seele, junger Giau!
 Dich kenn' ich nicht, dein Volk verschmäh' ich,
 In deinen Zügen aber späh' ich
 Ein Etwas, was die Zeit fortan
 Nur dunkler färbt, nie tilgen kann.
 Die junge Stirn trägt, bleich und fahl,

Der Leidenschaften brennend Mal;
 Du schlugst den bösen Blick zur Erde
 Und flogst wie Sturm auf deinem Pferde,
 Doch sah ich dich: Du bist ein Mann,
 Den jeder gläubige Dsman
 Nur meiden oder tödten kann.

Er flog dahin, und wie gebannt
 Folgt' ihm mein Blick, bis er verschwand.
 Obwohl er wie ein Geist der Nacht
 Entflohn war, eh' ich's recht gedacht,
 Sein Anblick prägte spukhaft wild
 In mein Gehirn ein stürmisch Bild;
 In mein erschrocken Ohr noch lang
 Des Rappen flieh'nder Hufschlag klang.
 Er spornt sein Ross, er naht der Schlucht,
 Die dunkel abstürzt in die Nacht;
 Er schwenkt vorbei, die Felsenmauer
 Schirmt ihn vor meines Auges Lauer;
 Denn unwillkommen, denk' ich, ist
 Der, dessen Blick den Flieh'nden mißt.
 Der kleinste Stern scheint noch zu klar
 Für eine Flucht, wie dieje war.
 Er schwenkt' ums Riff, — doch erst ins Thal
 Schaut' er, als wär's zum letzten Mal;
 Ein Weilchen hemmt' er seinen Lauf,
 Ein Weilchen schnob sein Kenner auf,
 Ein Weilchen hob er sich im Bügel, —
 Was späht er zum Olivenhügel?
 Der Halbmond schimmert durch das Grün;
 Vom Minaret die Lampen glühn;
 Obwohl zu fern, als daß ihr Knall
 Herübertönt' im Widerhall,
 Zeigt lust'ger Salven Blitz und Rauch
 Des Islam heitren Festesbrauch.
 Heut, wenn die Sonne sinkt im West,
 Heut Nacht beginnt das Beiramfest;

Heut . . . was ist dir heil'ge Nacht?
 Dein Blick ist scheu, fremd deine Tracht:
 Was hat ein Giau'r dabei zu sehn,
 Zu flüchten oder still zu stehn?
 Er stand, — auf seiner Stirne blaß
 Zuckt' es wie Furcht und dann wie Haß,
 Haß, nicht die rote, flücht'ge Blut,
 Der jähe Scharlach kurzer Wut,
 Nein, einem Leichenmarmor gleich,
 Düster und doch gespenstisch bleich.
 Sein Aug' ist gläsern, Haupt gesenkt,
 Er hebt den Arm, und grimmig schwenkt
 Die Hand er, als ob sein Gedanke
 Noch zwischen Flucht und Rückkehr schwankte.
 Des Zauderns überdrüssig längst
 Wiehert sein rabenschwarzer Hengst;
 Da blitzend fährt die Hand ans Schwert;
 Vor jenem Schall sein Traum entflucht,
 Wie Gulenschrei den Schlaf verscheucht.
 Vom Sporn des Renners Flanken beben,
 Fort — fort — er reitet um sein Leben;
 Wie ein geschleudert Wurfgeschöß
 Fliegt vor dem Stoß dahin das Roß.
 Er schwenkt ums Cap; der Sand am Meer
 Dröhnt unterm Hufschlag nun nicht mehr;
 Hinter dem Riff verschwunden ist
 Der droh'nde Helm, der stolze Christ.
 Es waren Augenblicke kaum,
 Daß er gehemmt des Rappen Zaum,
 Nur Augenblicke hielt er Raft,
 Dann floh er wie vom Tod erfaßt;
 Doch wogten in dem Nu durchs Herz
 Winter von unvergess'nem Schmerz,
 Gesammelt in dies Tröpfchen Zeit,
 Jahre voll Schuld und Herzeleid.
 Wer fürchtet oder liebt und haßt,
 Fühlt in Secunden Jahres Last:

Was muß' er fühlen, dessen Geist
 Furcht, Lieb' und Haß zugleich zerreißt?
 Dies kurze Grübeln, wer ermüßt,
 Wie lang in seiner Qual es ist?
 Es war ein Nichts im Buch der Zeit,
 Für den Gedanken Ewigkeit!
 Denn wie das Weltall ohne Schranke,
 So ist unendlich der Gedanke,
 Der in sich selbst Weh ohne Raß
 Und ohne Trost und End' umfaßt.

Die Stund' ist um, der Giaur ist fort;
 Entkam er, oder fiel er dort?
 Verflucht sein Kommen und sein Gehn!
 Um Hassan's Sünd' ist dies geschehn,
 Ward sein Palast zur Gruft gemacht.
 Er kam, er ging, wie des Simums Macht,
 Der Bote des Todes, der Herold der Nacht,
 Vor dessen Pesthauch selbst das Laub
 Der Grabchypresse schrumpft zu Staub,
 Des dunklen Baums, der ewig traurig ist,
 Des Einz'gen, der die Todten nicht vergißt.

Fort ist der Renner aus dem Stalle;
 Kein Sklave weilt in Hassan's Halle;
 Das dünne, graue Netz der Spinne
 Webt langsam sich um Wand und Linne;
 Im Harem haut die Fledermaus;
 Auf hohem Thurm des stolzen Bau's
 Hält nun der Uhu trotz'ig Haus;
 Der wilde Hund umheult den Quell
 Mit grimmem, durstigem Gebell,
 Denn im marmornen Bette versiegte der Born;
 Dort modert der Schutt und wuchert der Dorn.
 Wie lieblich einst war seine Kühle,
 Sein plätschernd Spiel in Sommers Schwüle,
 Wann hoch die Silberfunken flogen

In immer neu geschwungnem Bogen,
 Die Luft in wonn'ge Frische tauchend
 Und grünen Schmelz aufs Erdreich hauchend!
 Süß war es, wann in Mondespracht
 Die Wellen flüss'gen Lichtes sacht
 Kauschten in wolkenloser Nacht.
 Oft hat am Rande dieser Wogen
 Hassan als Kind des Spiels gepflogen,
 Und oft auf seiner Mutter Schooß
 Sang ihn in Schlaf der Flut Getos.
 Oft auch dem Jüngling schmeichelnd klang
 An ihrem Saum der Schönheit Sang,
 Bis mit den weichen Melodien
 Des Quells Musik verschmolzen schien.
 Doch nie wird Hassan's Alter nun
 Am Rand im Dämmerlichte ruhn;
 Verschrumpft ist seines Brunnens Flut,
 Versiegt ist seines Herzens Blut,
 Und hier wird nie mehr Menschenstimme
 Gehört in Freude, Leid und Grimme,
 Seit schwellend wild im Wind und bang
 Der Weiber Leichenklage klang.
 Nun schweigt auch die; stumm liegt das Haus;
 Nur die Fenster klappern im Windesgebraus;
 Ob Sturmwind rast, ob Regen fließt,
 Niemand, der ihre Kiegel schließt.
 Glück scheint es, in der Wüste Graun
 Die schwächste Menschenspur zu schaun:
 So rief hier das hängste Ach
 Ein Echo, wie Erlösung, wach;
 Es spräche doch: „Nicht Alles starb!
 Ein Leben blieb, das nicht verdarb!“
 Denn mancher goldne Saal ist drinnen,
 Wohl wert der Dede zu entrinnen,
 Und des Verfalles Krebsgeschwür
 Fraß langsam erst durch Wand und Thür.
 Doch Grauen hängt um Dach und Thor;

Kein Fakir wartet mehr davor;
 Kein Derwisch hält dort fürder Raß;
 Denn keine Mild' erquickt den Gast;
 Dort mag kein müder Fremdling weilen,
 Um segnend Salz und Brot zu theilen;
 Achlos und unbeachtet gleich
 Vorüberziehen Arm und Reich.
 Denn edle Sitt' und frommer Sinn
 Starben mit Hassan's Leben hin.
 Sein Dach, das Allen Zuflucht bot,
 Ist nun ein Hungerturm der Not;
 Die Gäste zerßtoben, es flohn die Vasallen,
 Als sein Haupt vor dem Säbel des Christen gefallen.

* * * * *

Ich hör' den Schall von nah'nden Füßen,
 Doch nicht ein Wort, mein Ohr zu grüßen;
 Turbane kann ich unterscheiden
 Und Yataghan' in Silber scheiden.
 Vorn geht ein Mann, den grüne Tracht
 Als Emir Allen kenntlich macht.
 „Wer bist du? he!“ — Mein Salem lehrt,
 Daß euer Knecht den Koran ehrt.
 Die Last, die ihr so sänftlich tragt,
 Die euch, so scheint's mit Sorgen plagt,
 Sie birgt wohl einen reichen Schatz?
 Mein armes Boot ist gleich am Platz.

„Du redest wahr: dein Schiffelein rüste,
 Fahr weg uns von der stillen Küste;
 Nein, laß das Segel ungespannt,
 Das nächste Ruder nimm zur Hand,
 Und zwischen hier und jenen Klippen,
 Wo unter dunklen Felsenrippen
 Finster und tief das Wasser ruht,
 Dort mache Raß. — So, das ist gut,
 Die Fahrt ging rasch, — und doch, sie war

Die längste Reise, die fürwahr
 Se eine — — — — —

* * * * *

Es klatschte dumpf, dann sank es leise,
 Die stille Flut zog ihre Kreise.
 Ich spähte, wie es sank; mir schien,
 Als reg' es sich im Niederziehn
 Der Strömung, — nein, es war der Glanz,
 Der zitternd spielt' im Wogentanz.
 Ich sah es schwach und schwächer blinken,
 Wie Kieselsteine, die versinken,
 Ein weißes Fleckchen, langsam schwindend,
 Erst perlenhell und dann erblindend — — —
 Und Niemand kennt sein Rätsel je,
 Als nur die Genien der See,
 Die, zitternd in korallner Zelle,
 Kaum flüsternd es vertraun der Welle.

* * * * *

Gleichwie auf ihrer Purpurflügel
 Die Königin der Schmetterlinge
 Kaschmirs smaragdne Kun durchschwirrt,
 Den jungen Jäger lockt und kirt,
 Von Kelch zu Kelch, von Ast zu Ast
 Ihn weiter führt in müder Hast,
 Und fliegt dann auf; er schaut ihr nach
 Mit glüh'nder Brust und bangem Ach:
 So lockt der Schönheit hohes Bild
 Die großen Kinder durchs Gefild,
 So farbensön und flügelwild,
 Zu eitler Jagd der Wünsch' und Sorgen,
 Voll Thorheit heut, voll Thränen morgen.
 Und wird erhascht das arme Ding,
 Sei's Mädchen oder Schmetterling,
 Droht ihm das gleiche schlimme Ziel
 Durch Mannes Laun' und Kindes Spiel,
 Der heiß verfolgte holde Land